

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eines Tages kam ein Paar vorbei, das allen andern glich, und Ninette hörte den Mann zu seiner Begleiterin sagen:

„Willst du Weilchen haben, mein Liebling?“

Sie trug einen großen Blaufuchsfragen, und hinter ihrem kleinen Schleier sah man klare und lächelnde Augen. Sie wählte einen Strauß, Bernard zog eine Münze hervor. Als er dem Blick der kleinen Verkäuferin begegnete, erhellte sich sein Gesicht.

„Ninette“, sagte er, „haben Sie noch all das zu verkaufen? Alle Tage ist nicht Feiertag.“

„Kennst du diese Kleine?“ fragte die vornehme Dame, während sie die Weilchen an ihrem Kragen befestigte.

„Stell dir vor, ich habe den Streich begangen, sie eines Abends ins Kino zu führen. Dir verdankt sie diese unverhoffte Freude. Es war der Tag, an dem du mir zum erstenmal gesagt hast, daß du mich liebst. Ich bin von dir wie trunken weggegangen, ich war toll vor Glück. Und irgend jemand sollte an meinem Glück teilhaben. Die Kleine stand da, Sie verkörperte in diesem Augenblick für mich das ganze Leben, die ganze Liebe, die gesamte Weiblichkeit! Sie machte mich barmherzig für einen Abend. Ich wollte am liebsten, daß alle Frauen der Welt an diesem Abend glücklich seien wie ich und du es waren. Diese kleine Ninette war reizend, schüchtern, schweigsam — entzückend in einem Wort. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich sie nicht geküßt habe — ja, keusch, wie man Blumen berührt.“

„Du wirst mich noch eifersüchtig machen.“

„Eifersüchtig? Auf einen Weilchenstrauß? Aber Liebling!“

Als man Ninette aus dem Canal Saint-Martin zog, wollte sie nicht sagen, warum sie hatte sterben wollen. Sie fragte nur, ob ihr Name in den Zeitungen gestanden hätte, wenn man sie zu spät gerettet hätte.

„Nein, meine arme Kleine. Sie sind weder eine Herzogin noch ein Kino-star“, antwortete die Krankenschwester.

Sie blieb sehr lange nachdenklich.

„Nun, dann — wenn er es nicht einmal gewußt hätte . . .“ sagte sie schließlich.

Sie fand mit Recht, daß sich so etwas nicht lohne und begann das Leben mit ganz andern Augen zu betrachten.

W. de Beaumont.

Weltwochenschau

Von der „Erziehung der Presse“.

Die Bundesstadt hat ihren kleinen Presse-skandal zu verzeichnen: Einen Aufsatz in der „Berner Tagwacht“, einen Protest der deutschen Gesandtschaft gegen diesen Aufsatz und die darin enthaltene Beschimpfung des Führers, eine Sitzung im Bundeshaus mit der konsultativen Pressekommission, eine Verwarnung des sündigen Blattes mit der Drohung des Verbotes für befristete Zeit im Wiederholungsfall, und nachher ein vorläufiges „Schwamm drüber“. Die Presseleute vor allem, aber auch andere Leute, die sich ihre Gedanken zur Sache machten, sind sich über die relativ geringe Bedeutung des Handels im Klaren. Bevor der einmal zu erwartende große deutsche Vorstoß zur Entwaffnung der demokratischen Weltpresse erfolgt, wird man die kleinen Zeitungen der Schweiz in Berlin nicht beständig beobachten; wenigstens wird nicht gegen alle Artikel protestiert werden.

Es gab ja vor einiger Zeit auch einen Protest Mussolinis gegen eine Zürcher Landzeitung, die den Wert der italienischen Armee herabsetzte; man nahm in Bern diesen Protest noch weniger wichtig als den letzten deutschen; der italienische Diktator mußte jedenfalls erfahren, daß die Schweiz ihren Zeitungen den Maulkorb nicht anzieht . . . und so wirds vorläufig ja noch bleiben. Vorläufig! Was nachkommt, wissen wir noch nicht. Die Diktatoren müssen sich ja sagen, daß die britischen und französischen Blätter zuerst geschwiegt werden müßten, und schweigen einmal diese, dann müssen die der kleinen Staaten ja von selbst umlernen.

„Umlernen“? Man hat vor ungefähr einem Viertelsjahr die ersten deutschen Taster in England erlebt; Herr von Ribbentrop war der Ansicht, die Regierungen sollten sich gegenseitig versichern, daß die politischen Systeme nicht angegriffen würden. Artikel mit Angriffen dieser Art müßten irgendwie „disfranchiert“ werden können, als Einkünfte in die innern Angelegenheiten der Andern. England winkte ab. Die Rechte seiner Presse seien die und die und damit basta.

Möglich, daß dies nicht mehr lange so bleiben wird. Kommen die Westmächte via Rom mit Berlin ins Gespräch, dann erfolgt zweifellos auch der Versuch, London und Paris zur schärfern Zügelung der faschistenfeindlichen Organe zu veranlassen. Die Tschechen haben ja die deutschen Emigrantenblätter zur Abwanderung nach Paris veranlaßt oder werden sie veranlassen.

Wir gehen ganz sachte einer obrigkeitlichen Reglementierung der bisher freien Presse entgegen. Die Diktaturstaaten haben ihre vom Propagandaministerium dirigierten Redaktionen, die nur noch schreiben, was die Regierung will. Wir und die andern Demokratien werden in einem halben Jahrzehnt „wohlerzogene“ Blätter haben, die nicht mehr schreiben dürfen, was der Obrigkeit mißfällt. Es wäre noch eins, wenn sie ihre Kritik so klug und sachlich halten müßten, daß die „weltanschaulichen Artikel“ tiefere als nur Sensationswirkung hätten. Allein es wird der „Weltanschauung“ selbst an den Leib gehen!

Britisch-italienisches Abkommen.

Zu Ostern ist in Rom von Lord Perth und Graf Ciano das britisch-italienische Abkommen unterzeichnet worden. Ein Abkommen, das den Geist des gegenseitigen Mißtrauens atmet und zum voraus erwarten läßt, daß der Kampf weiter geführt wird. Vielleicht unter höflichen Masken als bisher, dafür aber umso listiger. Allen Optimisten, die von einer „frohen Osterbotschaft“ gesprochen, möchte man in Erinnerung rufen, welche Grundmaxime Mussolinis Politik und ebenso die britische beherrscht: Alles für den eigenen Staat, nichts für die andern. Ausgleich dienen dem Gewinn notwendiger Ruhepausen; sind verschobene Kraftproben. Man paktiert mit allen, sofern dies nötig wird, und verschwört sich gegen alle, wenn sie dem eigenen Vorteil im Wege stehen.

Mussolini wird weiterhin versuchen, von den Engländern mit deutscher Hilfe, und von den Deutschen mit britischer Hilfe zu erlangen, was der größten Blüte Italiens dient, der Blüte, wie die Diktaturen sie verstehen. Das Osterabkommen ist die Frucht einer erfolgreichen, mit „Achsenpolitik“ und „Intervention“, genannt Nichtintervention in Spanien“ durchgeführten Druckpolitik. Böswillige Beobachter nennen es Erpressung. Nun ist der Coup gelungen, die Revanche für die Völkerbundsblockade genommen, der britische Druck abgeworfen. Es kann nunmehr ein neues Kapitel beginnen: Ausnützung des Ausgleichs mit England, um gegenüber Deutschland die geschwächte Position zu befestigen.

Inhaltlich besagt das Abkommen, daß man den Status im Mittelmeer nicht ändern wolle. Italien setzt seinen Truppenbestand in Ägypten auf die Hälfte herab. Es verspricht, bei Beendigung des Bürgerkrieges in Spanien seine „Freiwilligen“ samt dem Kriegsmaterial zurückzunehmen. Die britischen Interessen am Roten Meer, in Südarabien usw. werden römischerseits anerkannt, und von den Italienern sollen keine Eroberungsversuche im Yemen unternommen werden. Interessant ist, daß Italien auch allfällige Grenzverschiebungen in Arabien, d. h. britische Erwerbungen, anerkennt. England anerkennt dagegen das italienische Imperium, das heißt, wird es anerkennen, nachdem im Völkerbund die Wege dazu geebnet sein werden. Das förmliche Versprechen, in Genf auf diese allgemeine Anerkennung, also auf die Preisgabe Abessinien zu wirken, ist Bestandteil des Abkommens.

Es ist viel, was Italien erlangt hat, und es ist vorläufig wenig, was die Engländer dafür erhalten. Daß die antibritische Radiopropaganda von Bari eingestellt werden soll, daß die Italiener versprechen, die Nilquellen den Ägyptern weiterhin zur Verfügung zu halten, ist wahrhaftig kein Gegenwert für die britischen Leistungen. Handelt es sich doch um Dinge, die vor einigen Jahrzehnten Italien den stolzen Briten nie in Frage zu stellen gewagt hätte.

Der Triumph der Italiener ist daher groß. Die Zeiten seien vorbei, da England ein stillschweigendes Protektorat über das junge „Neu-Rom“ ausübte; das sei so gewesen seit dem „Risorgimento“, seit dem Wiederaufstieg Italiens nach seiner Einigung, und sei so geblieben bis zum Faschismus. Von nun an beginne die „Gleichberechtigung zweier Weltmächte“. Wobei sich der Historiker überlegt, daß es eine solche nur solange gibt, bis die neue Weltmacht die alte überflügelt, und daß Mussolini sich zweifellos eine Ablösung Englands durch Italien denkt, auf weitere Sicht nämlich.

Trostlos betrachten die Freunde des Völkerbundes die neue Lage. Der letzte von ihnen wird nun wohl zur Einsicht kommen, daß der Pazifismus versagt hat, daß „Politik“ eine Macht sei, der man nicht mit Genser-Methoden beikomme. Das Radikal-Böse, das die Weltgeschichte, die Macht der Staaten beherrscht, muß durch stärkere Mittel kuriert werden. England zieht nur die Konsequenzen, wenn es den Verrat an Abyssinien praktisch vollendet. Wäre nur der Regus nie zum Widerstand ermuntert worden! Wenn der heute von allen verlassene Kaiser nicht der „Illusion von Genf“ vertraut hätte, säße er heute wohl als Vasall Roms in seiner Hauptstadt, und kein Bändenkrieg würde Tigre und Godscham und wie die unruhigen Provinzen alle heißen, verheeren.

Was die Engländer vom Ausgleich für die Zukunft erhoffen, ist noch dunkel, und ob es den Verrat gutmacht, ist eine Frage, auf die heute noch niemand antwortet. Das nächste, was nun kommen wird, sind französisch-italienische Verhandlungen. Sie werden besiegeln, was England eingeleitet: Der Druck wird von Italien weichen, der siegreiche Franco, der nun bei Vinaroz das Meer erreicht hat, wird „in ewiger Dankbarkeit“ die Position Italiens stützen, die versöhnten Weltmächte werden im gespenstischen Schatten der zerfallenen spanischen Republik ihr schlechtes Gewissen beschwichtigen, der italienische Diktator aber wird, auch mit Frankreich ausgeglichen, den Wunsch seines deutschen Kollegen zu erfüllen suchen: Die „westliche Ausöhnung“ des Dritten Reiches und die Preisgabe des Weges ostwärts . . . wenn nicht vorher noch Kolonien für Deutschland eingehandelt werden.

Die „westliche Befriedung“ ist es wohl auch, was im britischen Plane liegt. Sie wird im kommenden Mai in Rom, wenn Hitler Mussolini besucht, das wichtigste Gesprächsthema sein. Praktisch könnte diese „Befriedung“ im Viererpakt Gestalt annehmen, oder im Fünferpakt, denn Polen wird auch dabei sein wollen. Mit dem britisch-italienischen Pakt in der Tasche kann Mussolini die Verhandlungen nach seinem Sinne beeinflussen; er hat in gewissem Sinne den Ausgleich für die deutsche Annexion Österreichs erhalten. Der Viererpakt aber, der schon einmal als Illusion verpuffte, kann nur durch den „russischen Kreuzzug“ leben. Sonst bedeutet er vier Bestien im gleichen Käfig, weiter nichts.

—an—

Kleine Umschau

Nun sind die Feiertage vorüber. Die, welche behaupten, es gehe heute alles verkehrt und alles hätte sich verschoben, haben in Anbetracht des Wetters recht behalten. Charfreitag, die Charwoche überhaupt, die sonst schlecht Wetter brachten, erstrahlten im schönsten Sonnenschein, und nicht einmal am Charfreitag gegen Abend verdüfterte sich der Himmel, wie dies unserer Stimmung an diesem schweren Tag entsprochen hätte. An

Ostern war es schön, da gibt es nichts zu reklamieren. Aber am Ostermontag trat statt des Frühlingslüftchens, das kalendermäßig zu erwarten war, eine greuliche Bise ein, die sich dann gegen Mitte der Woche in ein regelrechtes winterliches Schneetreiben verwandelte. Was, frugen wir uns angesichts der Meldungen der letzten Tage über Frostschäden, könnte nunmehr noch erfrieren?

Und dennoch grünt es überall. Und an Ostern war die ganze Welt auf Rädern: in der Eisenbahn, in Autos, auf Belos oder geschüttelt auf Motorrädern. Und wer als Fußgänger auf der Landstraße wandelte, der mußte das Odium eines „Ausgefallenen“ über sich ergehen lassen. Auf der „staubigen“ Landstraße kann man heute nicht mehr gut sagen, und die Bezeichnung „Staubsauger“ für die Infanteristen hat ihre Berechtigung so ziemlich verloren. Denn wer den Staub früherer Jahre auf unsern Straßen gekannt hat, der stellt ein allmähliches Verschwinden dieser Naturerscheinung fest. Ueber dem Wasser, in den Vereinigten Staaten, muß dies stellenweise noch mehr der Fall sein, denn als im letzten Sommer zwei Amerikanerinnen durchs Bernbiet fuhren, brachen sie in einem fort in Entzücken aus: „Da gibt es noch Staub. Schau mal, Staub, Staub!“

Für den profaischen Menschen bringen die Ostertage noch allerhand Begleiterscheinungen. Da ist einmal die Fensterwäsche in den Amtsräumen, die sogar das Steuerzahlen behindert. Dann das Putzen und Reinigen im Haushalt. Und schließlich das Reinigen und Erneuern der Brunnen und Teiche in den Anlagen, was beim Ententeich nicht ohne Protest vonseiten der in ihrer Beschaulichkeit gestörten Tiere vor sich ging. Und dann als Ereignis der Ereignisse betrat das jüngste Bärlein, auf dem nun die Hoffnung des Bärengrabens beruht, in die große Welt des Bärengrabens ein, bejubelt von einer Menge freudvoll Harrender. Und unter den Bogen des Kornhauses spielte sich zwischen Stadt und Land das Ciertütchen ab, ganz so wie ehemals — also ist noch nicht alles vermodernisiert und in Motore umgesetzt.

Nun naht auch die Zeit der Umzüge, des „Zügelns“, wie man hierzulande sagt. Wieder einmal blicken die, welche diese Bewegung mitmachen, neidvoll auf die wilden Völkerstämme, denn die haben nicht solche Haufen lebensnotwendiger Dinge einzupacken und wieder einzuräumen wie wir Westeuropäer. Und ihnen obliegen, wenn sie einmal ihr Raff ändern wollen, nicht so zahllose Schritte wie uns, wenn wir nur von einem Haus ins Nachbarhaus oder von einem Stockwerk ins andere zügeln, als da sind: Avisieren von Kaminfeger und Hafner, Meldungen bei Telefon, Post usw., Bestellen des Spediteurs, Bescheiden der Handwerker, die allfällige Reparaturen vornehmen sollen, Melden der neuen Adresse an alle möglichen Instanzen und so fort, und so fort. Und all dies kostet einen Haufen Geld und verursacht schlaflose Stunden, denn wehe, wenn auch nur etwas vergessen wurde. Und mehr als je macht man die Erfahrung, daß heute das Verkaufen auch praktischer Dinge ein Kunststück geworden ist.

Allerhand kann man erfahren und beobachten, wenn man sich mit Wohnungssachen freiwillig oder unfreiwillig befaßt, so einmal die Tatsache, daß bei Damen das Lesen des Anzeigers und des Wohnungsanzeigers immer mehr Sympathie erfährt — noch vor kurzem galt es in gewissen Kreisen als „unfair“, den ersteren zu durchgehen. Dann wieder vernimmt man von der Abneigung vieler Damen gegen Lift und „Reisverschluß-Treppenhäuser“. Und man kann auch ganz interessante Wohnungsangebote lesen wie beispielsweise eines, da zur Wohnung Gratisfeuerholz abgegeben wird.

Allerhand nehmen wir in diesen Tagen zur Kenntnis, wie zum Beispiel die Behauptung, der Koloradokäfer weise den Politikern den rechten Weg — nämlich insofern als sich vor Ostern an einem mächtigen grünen Tisch in Zürich die Vertreter der verschiedensten Länder zusammensanden, um gegen das kleine braune Vieh gemeinsam vorzugehen. Ja noch mehr: deutsche Doktoren haben in Frankreich mit Hilfe der französischen